

Vera Viehöver

„durch Uebersetzungen und eigne Arbeiten rühmlich unter uns bekannt“

Wechselwirkungen zwischen Übersetzen, Bearbeiten und fiktionalem Schreiben im Schaffen von Caroline Paulus

Einleitung

Paulus, Karoline, die Tochter des Oberamtmanns Paulus, geb. den 14. Septbr. 1767 in dem württemberg. Städtchen Schorndorf, von der Natur mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgerüstet, hat dieselben in mehreren Fächern der schönwissenschaftlichen, historischen und ethnographischen Literatur mit so glücklichem Erfolge kultivirt, daß sie mit Recht zu den gebildetsten Frauen unseres deutschen Vaterlandes gezählt werden darf.¹

So enthusiastisch beginnt der kurze Eintrag zu Elisabeth Friederike Caroline Paulus, die auch von Carl Wilhelm Otto August von Schindel noch zu den bedeutendsten Frauen ihrer Zeit gezählt wird,² aber in den Literaturgeschichten und -lexika des 20. Jahrhunderts kaum je noch der Aufnahme für wert befunden wird. Wenn ihr Name dennoch auftaucht, dann meist nicht in Zusammenhang mit eigener schriftstellerischer oder Übersetzerischer Tätigkeit, sondern als ‚Ehefrau‘, ‚Freundin‘ oder – ‚Feindin von‘. Caroline Paulus’ Ehemann Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761–1851), zugleich ihr Cousin, den sie gegen den erbitterten Widerstand seines Vaters geheiratet hatte, zählte zu den renommiertesten Hochschullehrern seiner Zeit. Nach dem Studium der Theologie in Tübingen und Reisen durch Deutschland, die Niederlande, England und Frankreich wurde er 1789, im Jahr der Heirat mit der Cousine, an die Universität Jena berufen, wo er zunächst Orientalische Sprachen lehrte, jedoch bereits 1793 zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt wurde. Seiner deutschlandweiten Reputation, aber auch dem Umzug der Familie nach Jena, wo sich um 1790 eine höchst spannungsreiche intellektuelle Konstellation herausbildete, ist es zu verdanken, dass der Name Caro-

1 Eintrag „Paulus, Karoline“. In: Damen Conversations Lexikon, hg. im Verein mit Gelehrten und Schriftstellerinnen von Carl Herloßsohn. 10 Bde., Leipzig 1834–1838, Bd. 8: Ohrringe bis Rübe (1837), S. 133–134.

2 Eintrag „Paulus (Karoline), geb. Paulus“. In: Carl Wilhelm Otto August von Schindel: Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts. 2 Bde. Zweiter Theil: M–Z, Leipzig 1825, S. 83–84.

line Paulus in zahlreichen zeitgenössischen Quellen auftaucht – wenn auch fast nie als Name einer Autorin. Dass Caroline Paulus besonders als junge Frau geliebt und gehasst wurde und zudem gerade aus der Jenaer Zeit weit mehr Briefe *an* sie und *über* sie als *von* ihr erhalten geblieben sind, hat zur Folge gehabt, dass sie zur Projektionsfläche für höchst unterschiedliche, ja sogar gegensätzliche Zuschreibungen wurde, hinter denen ihre Persönlichkeit als Übersetzerin, Bearbeiterin und Schriftstellerin fast vollständig verschwindet.

Hinzu kommt, dass kein Bildnis von ihr existiert, das es erlauben würde, die Beschreibungen ihres Äußeren zu überprüfen, soweit dies überhaupt anhand von gemalten Porträts möglich wäre. Während ein von Jacob Wilhelm Christian Roux gefertigtes großformatiges Porträt des Theologieprofessors Heinrich Paulus im Heidelberger Universitätsmuseum hängt, ist die äußere Erscheinung seiner Ehefrau nicht einmal in Form einer Skizze oder Silhouette überliefert, und dies, obwohl sie mit der ebenfalls aus Schorndorf stammenden Porträtmalerin Ludovike Simanowitz seit der Jugend befreundet war und bis zu deren Tod Kontakt zu ihr pflegte. Ein das Äußere einbeziehendes, allerdings sicherlich nicht unvoreingenommenes Charakterbild der jungen Caroline verdanken wir Karl Alexander von Reichlin-Meldegg, der im Jahr 1853 eine zweibändige Biographie, besser sollte man sagen: eine Hagiographie des Ehemanns vorgelegt hat. Ohne sie als junge Frau selbst gekannt zu haben, beschreibt er Caroline Paulus wie folgt:

Eine niedliche, volle, nicht sehr große Gestalt mit einem ovalrunden Gesichte, blühenden Wangen, kastanienbraunem Haare und einem schönen, dunkeln, Feuer blitzenden Augenpaare erhoben das Angenehme und Reizende ihrer äußern Erscheinung [...]. Caroline tanzte und sang schön, sie spielte mit Gefühl Klavier, sie las Dichter; die ästhetische Bildung herrschte in ihr vor, und die Liebe zur Kunst, vielleicht auch zum Romantischen, war bei ihr selbst so stark geworden, daß sie, die mit Sängerinnen umging, auf Liebhabertheatern durch ihr graziöses Spiel gefiel, wirklich einmal halb im Ernste den Plan faßte, mit ihren Freundinnen vom Carlstheater in Stuttgart zum Hoftheater nach Wien zu gehen, und sich der Muse Thalia als darstellende Künstlerin zu weihen.³

Caroline Paulus habe den Cousin als Ehefrau geradezu ideal ergänzt, da sie Eigenschaften besessen habe, die ihm gerade nicht zu eigen waren: „Wir meinen die in ihr auch von Göthe und Jean Paul so entschieden anerkannte, künstlerische, genial-dichterische Natur, die allein den Menschen befähigt, das Schöne und Wahre im passenden Bilde der Wirklichkeit zu schauen.“⁴

³ Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, nach dessen literarischem Nachlasse, bisher ungedrucktem Briefwechsel und mündlichen Mittheilungen dargestellt von Karl Alexander von Reichlin-Meldegg. 2 Bde., Stuttgart 1853, Bd. 1, S. 78.

⁴ K. A. v. Reichlin-Meldegg, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, Bd. 1, S. 79.

Der vorliegende Beitrag hat zum Ziel, Caroline Paulus jenseits der über sie teilweise bis heute kursierenden Zuschreibungen als Übersetzerin und Bearbeiterin französischer Literatur sowie auch als Autorin von Originalwerken Sichtbarkeit zu verleihen und zu zeigen, inwiefern ihr Werk das einer Autorin-Übersetzerin ist, d.h. einer im Medium der Literatur arbeitenden Frau, in deren Gesamtproduktion die Tätigkeiten des Übersetzens und Schreibens beständig ineinander übergehen. Dies lässt sich besonders eindrücklich an ihren Veröffentlichungen im Jahr 1811 zeigen: In diesem Jahr erschienen nämlich gleich drei Bücher unter ihrem Namen: die Voltaire-Übersetzung *Semiramis*, die Prévost-Bearbeitung *Natalie Percy* und der eigene Roman *Adolph und Virginie oder Liebe und Kunst*. Wie kam es zu dieser auffälligen Häufung von Publikationen und welche über den Einzelfall hinausgehenden Erkenntnisse zu den ökonomischen, sozialen und kulturellen Bedingungen von Autorinnen-Übersetzerinnenschaft lassen sich daraus ableiten? Arbeitete Caroline Paulus strategisch darauf hin, in der Öffentlichkeit zugleich als Übersetzerin und Autorin wahrgenommen zu werden? Welche Rolle spielten Kontakte oder gar die viel beschworenen Netzwerke, welche Bedeutung hatten Verlagsbeziehungen und welche Entwicklungen oder Geschehnisse verdankten sich einfach dem Zufall? Angesichts der lückenhaften Quellenlage muss von vornherein betont werden, dass auf diese Fragen keine vollständig befriedigenden Antworten gefunden werden können. Dennoch lohnt es sich mit Blick auf ein differenziertes Verständnis von Autorinnen-Übersetzerinnenschaft um 1800, den Fall Caroline Paulus eingehender zu betrachten.

Im ersten Kapitel werde ich die oben erwähnten konträren Zuschreibungen darstellen, die bis heute den Blick auf Caroline Paulus eintrüben oder gar verstellen. Das zweite Kapitel geht auf die Frage ein, unter welchen Umständen sich bei Paulus ein besonderes Interesse an der französischen Kultur und Literatur herausbildete und wie sie aufgrund einer besonderen Konstellation um 1800 zur Übersetzerin und Autorin wurde. Das dritte Kapitel wird der Produktion des Jahres 1811 gewidmet sein und anhand von exemplarischen Textanalysen Paulus' Arbeitsweise als Übersetzerin, Bearbeiterin und Autorin beleuchten. Hier möchte ich verdeutlichen, warum ich den Begriff der ‚translautorischen Konstellation‘ in Bezug auf ihre von Interferenzen zwischen den Tätigkeiten geprägte Arbeitsweise für angemessen halte. In einer zusammenfassenden Betrachtung möchte ich schließlich eine Antwort auf die Frage zu geben versuchen, in welchem Verhältnis Paulus' Schaffen als Autorin, Bearbeiterin und Übersetzerin zu ihrer (und ihres Gatten) – gemessen an anderen zeitgenössischen Entwürfen von Liebe und Ehe – konservativen Paarkonzeption steht.

1 „Kleine Frau“ und „Tratschweib“: (scheinbar) positive und negative Zuschreibungen

Die Geschichte der Zuschreibungen beginnt für Caroline Paulus, wie erwähnt, mit dem karrierebedingten Umzug des frisch getrauten Ehepaars nach Jena, und damit gewissermaßen ins Epizentrum der deutschen Literatur um 1800. Schiller ließ sich mit seiner Braut Charlotte von Lengefeld nahezu gleichzeitig und aus demselben Grund dort nieder, wurde er doch 1789 außerordentlicher Professor der Philosophie an der dortigen Universität. Ab 1794 intensivierte sich im Zuge der Mitarbeit an den *Horen* Goethes Beziehung zu Schiller, sodass Goethe meist mehrere Wochen im Jahr in Weimars Nachbarstadt verbrachte. 1796 ließ sich das Ehepaar August Wilhelm und Caroline Schlegel in Jena nieder, ihnen folgte 1797 Friedrich Schlegel, 1799 seine Gefährtin Dorothea Veit. Als Kollegen von Heinrich Paulus gehörten außerdem ab 1793–1794 der Philosoph und Theologe Friedrich Immanuel Niethammer sowie der Mediziner Christoph Wilhelm Hufeland zum neuen Freundeskreis des Ehepaars. In einer kleinen Stadt wie Jena ergaben sich schnell Kontakte, auch für die Ehefrauen der Professoren. Sie trafen sich miteinander, aber auch bei den oft gemischtgeschlechtlichen geselligen Anlässen, zu denen auch der berühmte Mittagstisch von Caroline Schlegel gehörte, den das Ehepaar Paulus zeitweilig frequentierte.⁵ Auf diese Weise ergab sich auch zwanglos die Bekanntschaft mit Goethe, der, wie der Ehemann stolz berichtet, gleich bei der ersten Begegnung im Mai 1796 Gefallen an seiner Frau fand:

Die kleine Frau (so pflegte Göthe in der Folge meine liebe Karoline zu nennen) hatte schon bei dem ersten Zusammentreffen die Aufmerksamkeit des Menschenkenners gewonnen. Er weilte später öfters vertraulich in unserem Kreise. Noch besitze ich die erste Reinschrift von Alexis und Dora, wie er sie uns vor einem solchen Abendessen überraschend vorlas, und darauf der dem Geheimnisse der sinnreichen Darstellung nachforschenden Hörerin zur wiederholten Erwägung zum Geschenke machte.⁶

Hier klingt bereits an, dass Goethe nicht lediglich von Caroline Paulus' Wesen eingenommen, sondern auch von ihrem Verständnis für literarische Texte beeindruckt war. Ein Brief von Abraham Mendelssohn am 12. August 1797 an Carl Friedrich Zelter bestätigt dies: „Ich muß Ihnen nur noch sagen, daß Goethe mit

5 „Meine Haushaltung hat sich sehr vergrößert. Denn denk nur, Paulussens essen bey mir nebst dem Prof. Schelling.“ Caroline Schlegel, Brief an Luise Gotter, Juni 1799. In: Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt, hg. von Erich Schmidt. 2 Bde., Leipzig 1913, Bd. 1, S. 546.

6 Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, Göthe und Paulus [Hs. aus dem Nachlass]. Zit. nach K. A. v. Reichlin-Meldegge, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, Bd. 1, S. 335–336.

der Paulus sehr liiert ist, ihr alle seine Sachen vorliest, ehe er sie drucken läßt, und sehr viel auf ihr Urteil hält [...]“.⁷ Dass Goethe Caroline Paulus hohe Wertschätzung entgegenbrachte, änderte allerdings nichts daran, dass er ihre schriftstellerische Aktivität in den Bereich des „Dilettantismus“⁸ einordnete. So ist seine Rezension ihres Romans *Wilhelm Dümont*, die 1806 in der Jena'schen Allgemeinen Literatur-Zeitung erschien, zwar vordergründig positiv – die Charaktere seien „glücklich gezeichnet, mannichfaltig und einander gut entgegengesetzt“, die Umgebung „nicht überhäuft und gut in Abstufungen verteilt“⁹ –, lässt jedoch in ihrem belehrenden Ton die generellen Vorbehalte gegen schreibende Frauen deutlich erkennen:

Adelaide reist zu ruhig, sie zieht fast nur Erkundigungen ein, und läßt sich die gehofften Freunde mehr vom Schicksal und Zufall entgegen bringen, als daß sie solche durch Bemühung und Tätigkeit erreichte und erränge.

Darzustellen wäre gewesen ein leidenschaftliches Bemühen, ein Hin- und Wiedereilen, ein Verfehlen und Vergreifen, ein unbewußtes Nahen, ein zufälliges Entfernen und was sonst noch alles auf der Situation herfließt. Das ist aber leider nicht geschehen. Demungeachtet begleitet man Adelaiden und ihre Reisegesellschaft, so wie ihre neueren Bekanntschaften, recht gern, und läßt sich die Zeit nicht lang werden, bis der Bruder endlich mit dem Geliebten erscheint.¹⁰

Auch wenn das Urteil nicht durchweg positiv ausfiel, wurde der jungen Autorin durch die Rezension des prominenten Kritikers größtmögliche Aufmerksamkeit zuteil. Dass sie darauf spekuliert hatte, belegt ein Brief an Goethe vom 3. Oktober 1805, der ein Exemplar des frisch erschienenen Buches begleitete. Auch wenn Caroline Paulus darin die üblichen Demutsfloskeln verwendet, lässt sich daraus entnehmen, welche Hoffnung sie wohl hegte:

Das Andenken an Ihr ehemals mir geschenktes Wohlwollen vermindert die Schüchternheit, mit der ich Ihnen gegenwärtiges schriftstellerische Späßchen aus meiner ungeübten Feder überschiere, und mir Ihre wohlwollende Nachsicht, auch dafür zu erbitten wage. Ich habe einen erdichteten Nahmen auf den Titel gesetzt, um wenigstens die Sünde, die ich nicht un-

7 Goethe. Begegnungen und Gespräche, hg. von R. Grumach, Bd. 4: 1793–1799, Berlin/New York 1980, S. 321.

8 Vgl. Johann Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller, Über den Dilettantismus (1799). In: Johann Wolfgang von Goethe: Sämtliche Werke, Tagebücher, Briefe und Gespräche. Frankfurter Ausgabe, Abt. I, Bd. 18: Ästhetische Schriften 1781–1805, Frankfurt am Main 1998, S. 739–785.

9 [Johann Wolfgang von Goethe,] [Rez. zu:] Bekenntnisse einer schönen Seele, Melanie das Findelkind, Wilhelm Dumont. In: Jena'sche Allgemeine Literatur-Zeitung, 16. Juli 1806, Sp. 105–112, hier Sp. 110.

10 [J. W. v. Goethe,] [Rez. zu *Wilhelm Dümont*], Sp. 111.

terlassen konnte, der Welt zu verbergen; meine innere Beruhigung aber hängt nur von Ihrer Lobspreehung ab, die ich mir unter jeder abbüßenden Bedingung erbitten möchte, wenn es anders nicht zu kühn ist, daß sich eine so kleine Frau mit ihren unbedeutenden Sünden, an einen so großen Beichtvater wendet.¹¹

Der Roman geriet im Laufe des 19. Jahrhunderts zwar wieder in Vergessenheit, doch bis ins 20. Jahrhundert beständig perpetuiert wurde das zwar freundlich gemeinte, aber infantilisierende und somit degradierende Etikett „klein“, das Caroline Paulus u.a. im viel gelesenen Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe mehrfach zugeordnet wird: „die kleine Frau“ (Goethe an Schiller, 20.5.1796), „die kleine Paulus“ (Schiller an Goethe, 11.7.1796), „die kleine Freundin“ (Goethe an Schiller, 12.7.1796).¹² Besonders häufig zitiert wurde ein Brief Goethes an Schiller aus dem Jahr 1802, als Caroline Paulus lebensgefährlich erkrankt war: „Sie ist sehr übel dran, so daß ich für ihre Existenz fürchte, und die Natur kann nun wieder eine Weile operieren, bis sie ein so neckisches Wesen zum zweitenmale zusammenbringt.“¹³

Der Ursprung der explizit negativen Zuschreibungen in Bezug auf Caroline Paulus liegt ebenfalls in Jena, genauer: in der legendären Wohngemeinschaft, zu der sich August Wilhelm und Caroline Schlegel sowie Friedrich Schlegel und Dorothea Veit in den Jahren 1797 bis 1799 zusammenfanden. Während zwischen Dorothea Veit und Caroline Paulus bald eine sehr intensive Freundschaft entstand, von der zahlreiche Briefe Dorotheas – diejenigen Carolines sind leider nicht erhalten¹⁴ – Zeugnis ablegen, und Friedrich Schlegel offenbar auch erotisch an Caroline Paulus interessiert war,¹⁵ blieb die Beziehung zu Caroline Schlegel, verwitwete Böhmer, kühl. Möglicherweise spielte eine echte oder nur empfundene Missbilligung Caroline Schlegels für die bodenständigere Lebensart der Schwäbin

¹¹ Caroline Paulus, Brief an Johann Wolfgang von Goethe, 3. Oktober 1805, Goethe-und-Schiller-Archiv Signatur: GSA 28/48, Blatt 137.

¹² Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, hg. von Emil Staiger, Frankfurt am Main 1966, S. 206, S. 250 und S. 252.

¹³ Johann Wolfgang von Goethe, Brief an Friedrich an Schiller, 19. März 1802. In: Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, S. 948.

¹⁴ Dies gilt auch für Briefe an Friedrich Schlegel. Möglicherweise wurden diese Briefe gezielt verbrannt, um die Überlieferung intimer Details zu verhindern. Vgl. dazu Claudia Bamberg, Das Briefnetzwerk der Jenaer Frühromantik. In: Handbuch Brief, hg. von Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink und Jochen Strobel, Berlin/Boston 2020, S. 1032–1042, hier S. 1037.

¹⁵ Vgl. dazu Cosima Jungk, „Fühlen ist gewiß mehr als Sehen“ – Formen und Funktionen der Intimität in den Briefen von Friedrich Schlegel und Dorothea Veit an Karoline Paulus und Rahel Levin. In: literatur für leser:innen, 44:2, 2023, S. 161–175.

eine Rolle, wie der Arzt Friedrich Wilhelm von Hoven vermutet.¹⁶ Die Abneigung Caroline Schlegels gegen Caroline Paulus wandelte sich aber in echten Hass, als sie, noch mit Schlegel verheiratet, eine leidenschaftliche Liebesbeziehung zu dem zwölf Jahre jüngeren Friedrich Wilhelm Joseph Schelling einging. Die Konflikte eskalierten im Jahr 1800, als Caroline Schlegels Tochter aus ihrer Ehe mit Johann Franz Wilhelm Böhmer, Auguste, bei einem Kuraufenthalt in Bad Bocklet im Alter von nur fünfzehn Jahren unter dramatischen Umständen an einer Ruhrerkrankung starb. Caroline Schlegel war, die herrschenden Konventionen ignorierend, mit ihrem Liebhaber Schelling sowie der Tochter dorthin gereist, und dieser, Anhänger der Reformheilkunde des schottischen Neurophysiologen John Brown, hatte sich in die Behandlung Augustes eingemischt, weil der hinzugerufene Arzt zu seinem Missfallen die Kranke entsprechend der traditionellen humoralpathologischen Lehre mit Abführmitteln zu kurieren versuchte. Der Erregungstheorie Browns folgend, verabreichte Schelling eine erhöhte Dosis Opium.¹⁷ Schelling wurde in der Folge aufgrund seiner angeblich falschen ärztlichen Behandlung für den Tod Augustes verantwortlich gemacht, schlimmer noch: der Tod des jungen Mädchens wurde von einigen, u.a. von Novalis¹⁸ und Dorothea Schlegel¹⁹, mit dem unmoralischen Lebenswandel der Mutter in Zusammenhang gebracht.

Da das Ehepaar Paulus kurz nach dem Tod Augustes ebenfalls zur Kur nach Bad Bocklet fuhr, vermutete Caroline Schlegel, dass Caroline Paulus, die engste

16 Caroline Paulus lernte Hoven und seine Ehefrau erst 1803 in Würzburg kennen, wo die beiden Familien mit Friedrich Schelling und der nunmehr von Schlegel geschiedenen und mit ihm verheirateten Caroline Schelling im selben Gebäude lebte. Hoven suggeriert, dass Caroline Schelling auf die ‚schlichteren‘ Professorenfrauen herabblickte und auf ihre Kosten glänzen oder sie belehren wollte. Vgl. dazu Biographie des Doctor Friedrich von Hoven [...]. Von ihm selbst geschrieben und wenige Tage vor seinem Tode noch beendigt. Hg. von einem seiner Freunde und Verehrer, Nürnberg 1840, S. 166–167.

17 Vgl. dazu die ausführliche Darstellung bei Urban Wiesing, Der Tod der Auguste Böhmer. Chronik eines medizinischen Skandals. Seine Hintergründe und seine historische Bedeutung. In: *History and Philosophy of the Life Sciences*, 11:2, 1989, S. 275–295; außerdem Wulf Segebrecht (Hg.), *Romantische Liebe und romantischer Tod. Über den Bamberger Aufenthalt von Caroline Schlegel, Auguste Böhmer, August Wilhelm Schlegel und Friedrich Wilhelm Schelling im Jahre 1800*, Bamberg 2000.

18 Novalis schrieb an Friedrich Schlegel: „Der Himmel hat sich ihrer angenommen, da ihre Mutter sie verließ und ihr Vater sie hingab [...]. Ein solches Kind läßt sich nicht so leicht, wie ein Liebhaber, erhalten. Sie ist nun ganz frei ...“ (Friedrich Schlegel und Novalis. Eine Romantikerfreundschaft in Briefen. Aufgrund neuer Briefe Schlegels, hg. von Max Preitz, Darmstadt 1957, S. 162).

19 Dorothea Schlegel an Friedrich Schleiermacher, 28. Juli 1800. In: *Briefe von Dorothea Schlegel an Friedrich Schleiermacher*, hg. von Heinrich Meisner und Erich Schmidt, Berlin 1913, S. 83.

Jenaer Freundin ihrer Kontrahentin Dorothea, diejenige war, die die Gerüchte über Schellings angeblich unsachgerechtes Eingreifen und die moralische Schuld des Paares im Jenaer Umfeld lustvoll verbreitete. Martin Reulecke hält es zwar für möglich, dass sie Urheberin des Beinamens „Madame Luzifer“ war, der Caroline Schlegel zu dieser Zeit verliehen wurde, räumt aber ein, dass ein Beleg dafür fehlt. Die Indizien sprächen eher dafür, dass das Ehepaar Schiller den Begriff in Umlauf brachte.²⁰ Da nur wenige Briefe von Caroline Paulus aus der fraglichen Zeit erhalten sind, lässt sich nur mehr schwer feststellen, in welchem Maße sie an der Verbreitung von Klatsch und Tratsch über das „skandalöse Paar“ beteiligt war. Dass sie sich beteiligte, scheint allerdings außer Frage zu stehen. Dabei sollte jedoch nicht übersehen werden, dass umgekehrt Caroline Schlegel bereits vor dem tragischen Ereignis von 1800 mit Boshaftigkeiten gegen das Ehepaar Paulus, insbesondere aber gegen Caroline Paulus nicht gespart hatte. In ihrer frühen Jenaer Zeit belegt sie sie mit dem Attribut „artig“,²¹ das sie in ihren Briefen häufig in Bezug auf Frauen verwendet, die zwar nicht dumm und ungebildet, aber doch langweilig und ohne echten Geist sind. Kurz nach dem Tod Augustes schreibt sie an Schelling: „Paulussens sind ein jüdisch und judassisches Volk, aber ihnen ganz aus dem Wege gehen solltest Du doch nicht.“²² Im Mai 1801 berichtet sie August Wilhelm Schlegel von einer „Fete“, die in Bamberg stattgefunden haben soll: „Die Paulus war dabey, und die Damen schienen sehr berauscht von Bamberg. Caroline spielt mit auf dem dortigen Privattheater. Ich mag nicht davon hören. Dieses Kind, das ohne einen Funken Poesie in eine exzentrische Lebensbahn getrieben werden soll, und die Mutter mit ihrer gehaltlosen Rastlosigkeit, sie machen mir wehe und übel, grade auf jenem geheiligten Boden, auf dem sie eine solche Aftererscheinung abgeben.“²³ Im Januar 1803 schließlich gibt sie ihrerseits brisanten Tratsch über Caroline Paulus an ihre Freundin Julie Gotter weiter:

Noch ist ja Prof. Meyer nicht verheirathet, aber Mlle Vulpius niedergekommen. Es war ein Mädchen, das bald wieder aus der Welt ging, und so hat der Himmel den Knoten gelöst.

²⁰ Caroline Paulus verwendet den Begriff in einem Brief an Charlotte Schiller vom 11. März 1804. Vgl. Martin Reulecke, „Madame Lucifer“. Anmerkungen zur Caroline-Rezeption. In: *Athenäum*, 20, 2010, S. 183–196, hier S. 187–188.

²¹ Caroline Schlegel, Brief an Luise Gotter, 15. Oktober 1796. In: *Caroline*, Bd. 1, S. 401.

²² Caroline Schlegel, Brief an Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, [Oktober] 1800. In: *Caroline*, Bd. 2, S. 6. In der klanglich auffälligen Verknüpfung der Begriffe ‚jüdisch‘ und ‚judassisch‘ (im Sinne von Judas-artig) wendet Caroline Schlegel effektiv zwei in ihrer Zeit sehr verbreitete antisemitische Stereotype gegen das Ehepaar: das des angeblich unehrlichen, hinterlistigen, unmoralischen Juden (ungeachtet der Tatsache, dass die Eheleute Paulus gar keine Juden waren) und das des skrupellosen Verräters.

²³ Caroline Schlegel, Brief an August Wilhelm Schlegel, 31. Mai 1801. In: *Caroline*, Bd. 2, S. 159.

Mündlich wollten wir über einen andern Knoten etwas lachen, nämlich ob das Jüngelchen, was der Paulus hier warten und wickeln muß, einen Apostel oder Evangelisten zum Vater hat.²⁴

Mit der Anspielung auf die mögliche Vaterschaft eines Evangelisten für Caroline Paulus' am 3. Mai 1802 geborenen Sohn Wilhelm suggeriert Caroline Schlegel eine außereheliche Beziehung der Mutter mit dem Bamberger Arzt Adalbert Friedrich Marcus, in dessen Haus die Familie Paulus später wohnen sollte.²⁵ Diese und viele weitere negative Urteile Caroline Schlegels über Caroline Paulus und andere Frauen in ihrer Jenaer und Würzburger Umgebung werden bis heute nicht selten in Caroline Schlegel gewidmeten – meist mit der Dargestellten sympathisierenden – Biographien unhinterfragt übernommen,²⁶ was dazu beiträgt, dass es bis heute schwierig ist, ein unvoreingenommenes Bild von ihr und ihrem Schaffen zu gewinnen.

2 Caroline Paulus – eine Jakobinerin? Die Beziehung zu Frankreich

„Die Paulus ist wieder hier, und trägt die dreyfarbige Cocarde. Das darf sie nun hier thun — und ich habe es in M[ainz] nie – nie – gethan. So gerecht gehts in der Welt zu.“²⁷ So empört sich Caroline Schlegel im Oktober 1796 gegenüber ihrer Freundin Luise Gotter. Sie spielt damit auf ihre bitteren Erfahrungen während der sogenannten Mainzer Republik an, die sie 1792–1793 miterlebt hatte. Wegen der ihr unterstellten Beziehungen zum Mainzer Jacobinerclub war sie festgenommen und in der Feste Königsberg unter Hausarrest gestellt worden. Caroline Schlegels Formulierung lässt erkennen, dass sie Caroline Paulus' Republikanismus für vorgetragen hält, weil er zu einer Zeit und in einem Kontext ausgelebt wird, da das Kokarde-Tragen nicht mehr viel kostete. Von wo genau Caroline Paulus soeben zurückgekehrt war, bleibt unklar, aber es ist anzunehmen, dass sie ei-

²⁴ Caroline Schlegel, Brief an Julie Gotter, [2.] Januar 1803. In: Caroline, Bd. 2, S. 352.

²⁵ Vgl. K. A. v. Reichlin-Meldegg, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, Bd. 1, S. 414.

²⁶ Vgl. etwa die Darstellung von Caroline Schlegels Ankunft in Jena in einer jüngeren Biographie: „Die Schlegels verkehrten naturgemäß mit den Jenaer Professorenfamilien, den Loders, den Hufelands, Fichtes, Niethammers, dem Ehepaar Paulus und Schütz. Caroline war nicht sehr begeistert von den Kaffeekränzchen der Professorengattinnen, denn das war nicht ihr intellektuelles Niveau; sie kannte das ja aus Göttingen.“ Sabine Appel, Caroline Schlegel-Schelling. Das Wagnis der Freiheit, München 2013, S. 88.

²⁷ Caroline Schlegel, Brief an Luise Gotter, 15. Oktober 1796. In: Caroline, Bd. 1, S. 401.

nige Zeit in ihrer schwäbischen Heimat verbracht hatte, wie sie es regelmäßig tat. Von einer Reise nach Frankreich ist jedenfalls nichts bekannt. Woher und warum also die „dreyfarbige Cocarde“, die ja nichts anderes bedeuten konnte als eine öffentliche Zurschaustellung der eigenen Sympathien für die Französische Revolution und den Republikanismus? Wegen der bereits erwähnten unbefriedigenden Quellenlage können auch hier nur Überlegungen angestellt werden, deren Plausibilität zu überprüfen den Lesenden anheimgestellt bleibt. Warum und auf welchen Wegen wurde Caroline Paulus, Tochter eines braven protestantischen Amtsmannes aus Schorndorf, Sympathisantin der Revolution? Möglicherweise liegt *eine* Antwort in der Geschichte Schorndorfs, genauer in der für die Identität des schwäbischen Städtchens wichtigen Geschichte von den „Weibern von Schorndorf“,²⁸ die unter der Führung von Barbara Künkelin im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688–1697) erreicht hatten, dass Schorndorf als einzige von sieben württembergischen Festungen nicht an Ludwig XIV. übergeben wurde – ein Akt des bürgerlichen Ungehorsams gegen die Machtansprüche der französischen Monarchie. Dass Caroline Paulus diese Geschichte kannte und von ihr beeindruckt war, darf angenommen werden. Ein weiterer mit Schorndorf verbundener Aspekt kommt hinzu: Schorndorf war auch die Heimatstadt von Karl Friedrich Reinhard, Sohn des dortigen Pfarrers, der 1787 als Erzieher nach Bordeaux ging und während der Terreur Divisionschef im Außenministerium war. Als glühender Anhänger der Revolution verstand er sich ab 1791 als *citoyen français* und erhielt auch offiziell die französische Staatsbürgerschaft. Dass Caroline Paulus den nur wenig älteren prominenten jungen Frankreichbegeisterten gekannt hat, darf man angesichts der Einwohnerzahl Schorndorfs um 1800 wohl vermuten. Dies galt sicherlich auch für Carolines Jugendfreundin, die Malerin Ludovike Simanowitz: Diese war nicht nur Sympathisantin der Jakobiner, sondern hatte die Erstürmung der Tuilleries sogar selbst miterlebt. Nachdem nicht nur ihre Pariser Gastgeberin, die Sängerin Helene Balletti, Ehefrau des Marquis de Lacoste, sondern auch sie persönlich in Gefahr geraten war, hatte sie sich 1793, durchaus enttäuscht,²⁹ wieder in Deutschland niedergelassen und lebte fortan in Ludwigsburg, ca. 40 km von

²⁸ Eine von der Schorndorfer Geschichtswerkstatt herausgegebene Broschüre mit dem Titel „Lauter Schorndorfer Weiber“ (2. Aufl., 2018) ist im Internet abrufbar unter: <https://fgw-schorndorf.de/wp-content/uploads/2020/12/000000-Broschuere-GESAMT-mit-Kahlden.pdf> (letzter Abruf am 07.08.2024).

²⁹ Ludovike Simanowitz, Brief an Christophine Schiller (o. D.): „Der 10. August, die Unruhen, die ihm folgten, zerstörten auch meine Absichten, die so schön zu blühen anfiengen. [...] Ich war Zeuge ihrer Tollheit: aus Neugier wohnte ich einigemal dem Jakobinerklubb bei, ich glaubte unter Wüthenden zu seyn. [...] Ich glaube fast, es ist ärger als Religionskrieg – Vom Umbringen spricht man wie von Ohrfeigen.“ Zit. nach Friederike Klaißer, Ludovike – ein Lebensbild für christliche Mütter und Töchter unserer Tage, Stuttgart 1847, S. 44–45.

Schorndorf entfernt. Möglicherweise hat sie Caroline Paulus über die Geschehnisse in Frankreich aus erster Hand informiert und ihr Interesse am Republikanismus genährt, auch wenn die Schreckensherrschaft der Jahre 1793–1794 sie desillusioniert hatte.

Festzuhalten bleibt: Eindeutige Belege für Carolines Einstellung zur Französischen Revolution gibt es nicht. Anzunehmen ist aber, dass sie schon vor ihrem Umzug nach Jena mit republikanischen Ideen in Berührung kam und dass diese später, unter dem Einfluss des politisch moderaten, in Wertefragen eher konservativen Ehemanns, abgemildert wurden. Was Heinrich Paulus' Einstellung zum Republikanismus betrifft, so belegt ein Zeugnis aus erster Hand, dass er zwar kein erklärter Gegner der Revolution war, doch eine gewisse Distanz zu wahren für wichtig hielt, darin Goethe nicht unähnlich. In dem im Nachlass überlieferten Aufsatz mit dem Titel „Göthe und Paulus“ schreibt er:

Auch zu uns erscholl tagtäglich der jenseitige Umsturz, welcher noch wenig wusste, was als wahre Republik werden sollte; auch für uns in Jena ging kein Abend vorüber, an dem nicht der Moniteur in folio gelesen, den Girondisten Heil gewünscht wurde; aber Unzufriedenheit mit unserem eigenen Zustand entstand dadurch nicht, weil man diesseits nicht in eine parteisüchtige Einseitigkeit übergehen wollte [...].³⁰

Caroline Paulus scheint im Vergleich zu ihrem Ehemann enthusiastischer gewesen zu sein. Dafür spricht nicht zuletzt die Wahl des Pseudonyms Eleutherie Holberg, unter dem sie ihren ersten Roman, *Wilhelm Dümont*, veröffentlichte. Eleutheria ist der Name der griechischen Göttin der Freiheit und demnach eine Chiffre für die *Liberté*, eine der Kernforderungen der Französischen Revolution.³¹ Bereits 1791, also noch in der ersten Phase der Französischen Revolution, war übrigens die in Jena geborene Tochter auf den Namen Sophie Caroline Eleutherie getauft worden, was ebenfalls darauf hindeutet, dass die Mutter ihre Sympathie für die Ideale der Revolution ausdrücken wollte.

Was Caroline Paulus jedoch genau über die Revolution dachte und wie sie auf Frankreich blickte, lässt sich wohl heute nicht mehr ergründen, es sei denn, durch die Lektüre ihrer Schriften. Fest steht, dass sie als junges Mädchen die französische Sprache erlernt hatte und sich im Französischen zu Hause fühlte. Diese solide Ausbildung ermöglichte es ihr später, gleich an mehreren wissenschaftli-

³⁰ Zit. nach K. A. v. Reichlin-Meldegg, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, Bd. 2, S. 298.

³¹ Warum sie sich Holberg nannte, bleibt hingegen rätselhaft. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass sie den norwegisch-dänischen Dichter Ludvig Holberg (1684–1754) kannte, und selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, lägen die Gründe für die Wahl seines Namens nicht klar auf der Hand.

chen Projekten des Ehemanns als Übersetzerin mitzuwirken. Schindel, der höchst verdienstvolle Autor des Sammelwerks *Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts* (1823/25), hat für die Jenaer Zeit – die Familie Paulus verließ Jena im Jahr 1803 – folgende Übersetzungen eruiert: Jeweils „mehrere Stücke“ aus *Peter Belon's Beobachtungen aus dem Morgenlande* in der von Heinrich Eberhard Gottfried Paulus herausgegebenen *Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient* sowie aus *Sicard's Nachrichten über Egypten* (Bd. 4, Jena 1798; Bd. 5, Jena 1799), außerdem „mehrere Theile“ aus den *Memoiren des Herrn von St. Simon* in der 1790 von Schiller begonnenen und ab 1793 von Heinrich Paulus weitergeführten *Allgemeinen Sammlung historischer Memoires vom 12ten Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten* (2. Abt., Bd. 24, 1802 und Bd. 27, 1804).³² Zum selben Sammelwerk habe sie auch Brantôme-Übersetzungen beigetragen, was bedeutet, dass sie bereits im Jahr 1795 oder 1797 Mitarbeiterin wurde.³³ In keinem dieser Werke werden die Namen der beteiligten Übersetzerinnen und Übersetzer angegeben, schon gar nicht werden Texte einzelnen Personen zugeordnet. Heinrich Paulus erwähnt immerhin, dass bestimmte Texte eigens für sein Sammelwerk übersetzt wurden. So fügt er der Belon-Übersetzung werbewirksam die Formel „Aus dem Französischen Original neu übersetzt“ hinzu, ohne jedoch zu erwähnen, wer diese Arbeit am Originaltext geleistet hatte. Auf der Titelseite von Schillers Memoirenwerk wird ebenfalls die Aufmerksamkeit auf die Tatsache gelenkt, dass hinter dem Projekt ein großer Übersetzerischer Kraftakt stand: „durch mehrere Verfasser übersetzt“ lautet hier die Formel. Die Verwendung passivischer oder maskuliner Formen verdeckt jedoch in beiden Fällen die Tatsache, dass die enorme Übersetzerische Arbeit, ohne die diese vielbändigen, an der Grenze zwischen Wissenschaft und gediegener Unterhaltung angesiedelten Editionsprojekte gar nicht hätten entstehen können, wohl in nicht unerheblichem Umfang von Frauen geleistet wurde.

Warum nun fing Caroline Paulus ausgerechnet um die Mitte der 1790er an, aus dem Französischen zu übersetzen, warum wurde sie wenig später auch zur Romanautorin? Einiges spricht dafür, dass hierfür die Lebenssituation in Jena ausschlaggebend war: Schon einige Jahre zuvor hatte sich aus dem Kontakt der Familien Schiller und Paulus in Jena die Möglichkeit ergeben, dass Heinrich Paulus das Memoirenprojekt an Schillers Stelle hauptverantwortlich fortführte und somit ab 1793 auch für die zuvor von Schiller übernommene Auswahl der Übersetzerinnen und Übersetzer zuständig war. Die eigene Ehefrau als Mitarbeiterin

³² C. v. Schindel, *Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts*, Bd. 2, S. 84–85.

³³ Die Übersetzungen aus den Werken Brantômes erschienen in der Zweiten Abteilung der Sammlung in den Bänden 10 (1795) und 12 (1797).

einzusetzen, lag also nahe, möglicherweise auch aus finanziellen Gründen: Im Unterschied zu Schiller, der nie ordentlicher Professor war, verdiente Paulus zwar gut, ein Zubrot konnte aber nur willkommen sein, da die Haushaltsführung wie auch die vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen kostspielig waren. Die Übersetzungstätigkeit hätte sich somit für Caroline Paulus aus einer Konstellation ergeben, in die sie nicht aufgrund eigener strategischer Anstrengungen, sondern eher durch Zufall hineingeraten war. Diese Konstellation veränderte sich für sie noch einmal entscheidend, als im Juli 1797 Dorothea Veit in Jena eintraf und sofort mit der fast gleichaltrigen Professorengattin Kontakt knüpfte. Die erhaltenen Briefe zeugen von einer schwärmerischen Begeisterung, ja von Verliebtheitsgefühlen für Caroline Paulus. So schreibt sie im Oktober 1804:

Außer Friedrichs Schwester Charlotte Ernst, habe ich nie eine Frau geliebt wie Dich [...]; aber freilich so verliebt in Dich wie ich bin, würde sie vielleicht nicht seyn! Ja recht eigentlich verliebt, ich kann mich oft nach Deinen Augen sehnen und den Ton Deiner Rede, wie ein Verliebter, eine wahre Begierde habe ich nach Dir; wenn ich Dich einmal wieder sehe, so magst Du nur froh seyn, daß ich so viel Zähne verloren habe, ich glaube ich müßte Dich beißen.³⁴

Dorothea Veit hatte bisher nicht übersetzt, doch seit ihrer Scheidung von Simon Veit und der neuen Lebensgemeinschaft mit dem notorisch in Geldnöten steckenden Friedrich Schlegel wurde das Übersetzen für sie zu einer ökonomischen Notwendigkeit.³⁵ Offenbar tauschten sich die beiden Frauen über ihre Aufträge als Übersetzerinnen aus, allerdings weniger schriftlich als mündlich. In ihren Briefen an Caroline Paulus erwähnt Dorothea die von beiden praktizierte Tätigkeit nur wenige Male, u.a. im September 1804. Aus ihrer Formulierung geht hervor, dass sie das Übersetzen als Fronarbeit empfindet:

³⁴ Dorothea Schlegel: Brief an Caroline Paulus, 26. Oktober 1804. In: Briefe von Dorothea und Friedrich Schlegel an die Familie Paulus, hg. von Rudolf Unger, Berlin 1913, Reprint Nendeln/Liechtenstein 1966, S. 29.

³⁵ Vgl. ihren Brief an Carl Gustav von Brinckmann im Juli 1799: „[G]ieng es wohl an, daß Sie mir eine Uebersetzung zu machen, verschaffen können? Ich habe viel Zeit, wenig Geld, und gute Freunde die mich in der Arbeit unterstützen, und durch deren Hülfe meine Uebersetzung gewiß nicht schlecht werden kann. Es müßte aber ganz etwas neues seyn was eben erst in Paris herauskömmt, damit meine Uebersetzung zugleich hier angekündigt werden kann. [...] Es kann mir allenfalls Bogenweise zugeschickt werden – doch das Urtheil dieses Auftrags überlasse ich Ihren Einsichten. Außer im mathematischen und physikalischen Fach mag es übrigens seyn was es will, nur freilich nicht wie es will; denn < vor > der Uebersetzung eines schlechten Buchs bekomme ich einen kleinen Schauer.“ Friedrich Schlegel: Kritische Ausgabe seiner Werke, 3. Abt.: Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel, Bd. 24: Die Periode des Athenäums, hg. von Raymond Immerwahr, Paderborn/München/Wien 1986, S. 303.

Du übersetzest doch nicht mehr Memonea? Das will ich nicht hoffen, daß Du solcher Arbeit noch bedarfst. Apropos Memoiren, mir sind [!] hier zum ersten mal die Sammlung von Schiller in die Hände gefallen, und da habe ich zu meiner großen Lust die Briefe von der Baierschen Prinzessin gelesen, das ist das amüsanteste Buch was ich alle mein Lebtag gelesen habe.³⁶

Da Caroline Paulus bereits als Übersetzerin tätig war, bevor sie Dorothea Veit kennenlernte, kann ausgeschlossen werden, dass diese sie dazu anregte. Allerdings wurde die durch den Umzug des skandalumwitterten Paares nach Jena neu entstandene Konstellation möglicherweise in anderer Hinsicht für Caroline Paulus zu einem Auslöser: Sie erlebte unmittelbar mit, wie Dorothea Veit ihren Roman *Florentin* schrieb und ihn, nachdem Unger die Publikation abgelehnt hatte, im Herbst 1800 bei Friedrich Bohn in Lübeck und Leipzig veröffentlichte.³⁷ Friedrich Schlegel, der als Herausgeber des anonym erschienenen Werkes fungierte, hatte zur selben Zeit erreicht, dass Friedrich Schleiermacher seine *Vertrauten Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde* dort anonym veröffentlichen konnte. Und noch ein weiterer Jenaer Akteur profitierte von den Kontakten Friedrich Schlegels: der Ehemann ihrer neuen Jenaer Freundin hatte im Jahr 1800 im gleichen Verlag den ersten Band seines vierbändigen *Philologisch-critischen und historischen Commentars über das Neue Testament* veröffentlicht, bis 1804 folgten drei weitere Bände. Als Caroline Paulus den Entschluss fasste, nicht mehr nur im Stillen als Übersetzerin zu arbeiten, sondern als Autorin in die Öffentlichkeit zu treten, waren die Wege zur Publikation also bereits geebnet. So erschien ihr erster Roman, *Wilhelm Dümont*, im Jahr 1805 ebenfalls bei Bohn in Lübeck, jedoch nicht in männlicher Herausgeberschaft wie der ihrer Freundin, sondern unter dem von ihr selbst gewählten Pseudonym Eleutherie Holberg. 1808 brachte der ebenfalls in Lübeck ansässige Verleger Niemann eine „neue wohlfeile Ausgabe“ heraus.³⁸

Auf den Plot, die verhandelten Themen (etwa die Kritik an der Institution der Ehe) und die Form von *Wilhelm Dümont* soll hier nicht näher eingegangen werden, handelt es sich doch um den einzigen Text von Caroline Paulus, zu dem bereits mehrere Forschungsbeiträge vorliegen.³⁹ Hervorgehoben sei lediglich ein in

³⁶ Dorothea Schlegel, Brief an Caroline Paulus, September 1804. In: Briefe [...] an die Familie Paulus, S. 21–22.

³⁷ Der Kontakt zu Bohn ergab sich in Jena, weil das Ehepaar Bohn dort regelmäßig zu Besuch bei dem Verleger Carl Friedrich Ernst Frommann weilte, der ein Schwager von Bohns Ehefrau Sophie geb. Wesselhöfft war. Für diesen Hinweis danke ich Cosima Jungk.

³⁸ Wilhelm Dümont. Ein einfacher Roman von Eleutherie Holberg. Neue wohlfeile Ausgabe, Lübeck: Niemann 1808.

³⁹ Im Kontext von ausführlichen Darstellungen der schriftstellerischen Arbeit Dorothea Schlegels wird *Wilhelm Dümont* erwähnt bei Franz Deibel, Dorothea Schlegel als Schriftstellerin, Berlin 1905, und Barbara Becker-Cantarino, Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche – Werk – Wir-

den bisherigen Beiträgen unerwähnt gebliebener Aspekt, der mit Paulus' Rolle als Autorin-Übersetzerin in Zusammenhang zu stehen scheint: Nicht nur gibt sie ihrem Titelhelden einen – in der Schreibweise eingedeutschten – französischen Namen, sie integriert auch – wenngleich nur punktuell – Passagen in französischer Sprache in den Text, was für Romane der Zeit nicht unbedingt typisch ist. In den Episoden, die in Paris spielen, lässt sie die frankofonen Figuren Französisch sprechen, wohl um eine höhere Authentizität der Dialoge zu erreichen.⁴⁰ Indem sie etwa ihre Protagonistin Adelaide eine Sentenz Nicolas de Chamforts im Original zitieren lässt,⁴¹ gibt sie ihrem Lesepublikum zu verstehen, dass sie selbst, die Autorin, französische Literatur im Original liest und mit ihr literarisch weiterzuarbeiten versteht.

3 Das Jahr 1811 im Schaffen von Caroline Paulus

Was oben bereits für die Jenaer Zeit festgestellt worden ist, zeigt sich wie in einem Brennglas, wenn man das Jahr 1811 betrachtet: dass sich die übersetzerische wie schriftstellerische Tätigkeit weniger strategischen Bemühungen als vielmehr zufällig entstehenden Konstellationen verdankt, die Caroline Paulus für sich zu nutzen weiß. Das Jahr 1811 war nämlich offenbar das öffentlichkeitswirksamste ihres gesamten Arbeitslebens: Innerhalb von einem Jahr erschienen gleich drei Werke aus ihrer Feder: eine Übersetzung von Voltaire's Tragödie *Sémiramis*, die Prévost-Bearbeitung *Natalie Percy* und der Roman *Adolph und Virginie*. Welcher neuen Konstellation ist diese Häufung von Publikationen unterschiedlicher Natur also zu verdanken? Bereits im Jahr 1803 hatte die Familie Paulus Jena verlassen, um in einer klimatisch günstigeren, sprich: in einer südlicher gelegenen Gegend Deutschlands leben zu können. Heinrich Paulus hatte jedoch mehrfach die Stellung wechseln müssen: Zunächst war er nach Würzburg gegangen, dann

kung, München 2003. Eine eingehendere Auseinandersetzung mit dem Roman leisten Eva Kammeler, *Zwischen Professionalisierung und Dilettantismus. Romane und ihre Autorinnen um 1800*, Opladen 1992, S. 108–114, und Angela Steidele, „Als wenn du mein Geliebter wärest“. Liebe und Begehren zwischen Frauen, Stuttgart 2003, S. 179–189.

⁴⁰ Vgl. Eleutherie Holberg [d. i. Caroline Paulus], Wilhelm Dümont. Ein einfacher Roman, Lübeck: Bohn 1805, S. 244–245 und S. 256 (hier handelt es sich um ein Gespräch über die politische Situation Frankreichs).

⁴¹ „En amour il suffit de se plaire par ses qualités aimables et par ses agréments. Mais en mariage pour être heureux, il faut s'aimer, ou du moins, se convenir par ses défauts.“ [Caroline Paulus.] Wilhelm Dümont, S. 86. Ein weiteres Mal zitiert Adelaide Chamfort im Kontext von Reflexionen über Politik (S. 280).

nach Bamberg und schließlich nach Nürnberg, wo er im Herbst 1808 zum Kreisschulrat berufen wurde. In Nürnberg nun entstand nicht nur für ihn selbst, sondern auch für seine Ehefrau ein neues Gefüge von Beziehungen: Georg Friedrich Wilhelm Hegel kam ebenfalls im Jahr 1808 nach Nürnberg, wurde Rektor am dortigen Gymnasium und verkehrte regelmäßig im Haus der Familie Paulus; die Freundschaft mit dem von Caroline Paulus verehrten⁴² Jean Paul, den man bereits in Jena flüchtig kennengelernt hatte, intensivierte sich just im Jahr 1811.⁴³

Zum entscheidenden Auslöser für die Publikationsflut des Jahres 1811 wurde jedoch ein weiterer, neu auftretender Akteur in der Nürnberger Konstellation: der ursprünglich aus Landshut stammende Verleger Johann Leonhard Schrag, der als Buchhändler nach Wien gegangen war, sein dortiges Geschäft jedoch im Zuge der Besatzung der Stadt durch die napoleonischen Truppen hatte schließen müssen. Ebenfalls im Jahr 1808 war er nach Nürnberg gekommen, um dort die Nachfolge des 1806 wegen der Veröffentlichung eines napoleonkritischen Pamphlets hingerichteten Johann Philipp Palm als Inhaber der Steinischen Buchhandlung anzutreten. Bereits zwei Jahre nach seiner Ankunft in Nürnberg gründete er die Schrag'sche Verlagsbuchhandlung, die bald zu einer der wichtigsten Adressen für zeitgenössische Literatur wurde – und Caroline Paulus zu einer in der Öffentlichkeit präsenten Autorin-Übersetzerin machte: Alle drei Publikationen des Jahres 1811 erschienen bei Schrag (Abb. 1). Anders als im Falle von *Wilhelm Dümont* hat hier wohl nicht der Ehemann als Vermittler mitgewirkt – kein einziges der Werke von Heinrich Paulus erschien bei Schrag –, möglicherweise aber einer der beiden Freunde, mit denen die Familie in Nürnberg in engem Kontakt stand: Jean Paul veröffentlichte ebenfalls im Jahr 1811 (versehen mit der Jahreszahl 1812) den Roman *Leben Fibels*, ein Jahr später brachte der Verlag den ersten Band von Hegels vierbändiger *Logik* heraus (1812–1816). Belege können hierfür nicht geliefert werden,⁴⁴ doch liegt die Vermutung nahe, dass Caroline Paulus durch die Freunde von den Expansionsbestrebungen Schrags erfuhr, auf sie als Fürsprecher zählen und so die Gelegenheit nutzen konnte, ihre in den Jahren zahlreicher Umzüge zum Erliegen gekommene schriftstellerische Tätigkeit mit neuem Elan wieder aufzunehmen.

⁴² Vgl. ihre enthusiastische Charakteristik Jean Pauls, die laut Reichlin-Meldegg bereits vor 1803 entstanden ist und sich im Nachlass des Ehemanns erhalten hat. K. A. v. Reichlin-Meldegg, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, Bd. 2, S. 303–304.

⁴³ Vgl. K. A. v. Reichlin-Meldegg, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, Bd. 2, S. 304–305: „Eine genauere Bekanntschaft wurde im Jahre 1811 gemacht, als die Familie Paulus sich noch in Baiern befand.“

⁴⁴ Das Verlagsarchiv von Johann Leonhard Schrag mit Briefen an den Verlag und Geschäftsbriefen wird in der Bayrischen Staatsbibliothek aufbewahrt und ist vollständig erschlossen. Briefe von Caroline Paulus an Schrag sind darin nicht enthalten (vgl. dort die Signatur BSB Schragiana 0).

Anhand einer im Roman *Adolph und Virginie* gedruckten Werbeanzeige lässt sich nachvollziehen, dass Schrag Paulus, die immerhin seit 1805 nichts mehr publiziert hatte, geschickt neu einführte, indem er ihre ‚translautorische‘ Doppelkompetenz strategisch nutzte. Zunächst wurde die *Sémiramis*-Übersetzung auf den Markt gebracht, und zwar anders als sonst üblich unter Nennung ihres bürgerlichen Namens auf dem Titelblatt: „Trauerspiel von Voltaire in Jamben übersezt von Caroline Paulus“. ⁴⁵ Vermutlich zeitgleich erschien die Prévost-Bearbeitung und schließlich der eigene Roman. In der Werbeanzeige konnte man so das hohe Qualitätsniveau der literarischen Publikationen unter Berufung auf die Übersetzungskompetenz der Autorin hervorheben: „Den Werth der deutschen Bearbeitung zu bezeichnen“, heißt es dort in Bezug auf *Natalie Percy*, „reicht die Bemerkung hin, daß sie aus derselben Feder geflossen ist, der wir die meisterhafte Übersetzung von Voltaire’s *Semiramis* verdanken.“ ⁴⁶

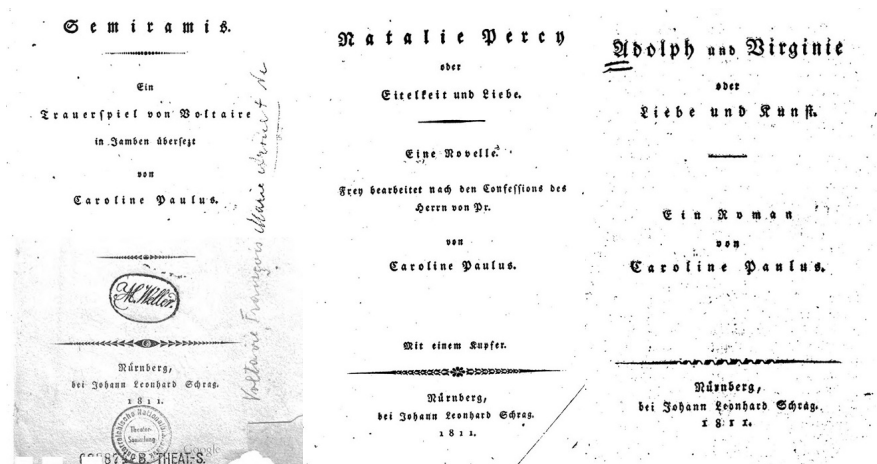


Abb. 1: Die Titelseiten der drei im Jahr 1811 bei Schrag erschienenen Publikationen von Caroline Paulus.

Wenn auf dem Titelblatt von *Semiramis* die Tatsache erwähnt wird, dass Paulus sich für den jambischen Vers entschieden hat (also nicht etwa in Prosa oder in Alexandrinern übersetzt), so lässt sich auch dies als Werbestrategie deuten, hatte doch kein Geringerer als Goethe bereits im Jahr 1799 *Mahomet le prophète* und

⁴⁵ Voltaire, *Semiramis*. Ein Trauerspiel, in Jamben übersezt von Caroline Paulus, Nürnberg: bei Johann Leonhard Schrag 1811.

⁴⁶ Caroline Paulus, *Adolph und Virginie oder Liebe und Kunst*, Nürnberg: bei Johann Leonhard Schrag 1811, unpag. Seite.

1800–1801 *Tancrède* in Jamben übersetzt. Warum aber veröffentlichte Paulus ausgerechnet um 1811, also fast zehn Jahre nachdem Goethes Übersetzungen veröffentlicht worden waren (1802), ihrerseits eine Voltaire-Tragödie? Die Frage ist leicht zu beantworten: Wie aus dem Binnentitelblatt einer bei Schrag parallel zu den Einzuleditionen (also ebenfalls 1811, diesmal allerdings unter dem Pseudonym E.H. = Eleutherie Holberg) erschienenen Doppeledition von *Natalie Percy* und *Semiramis* hervorgeht, entstand die Übersetzung deutlich früher, nämlich im Jahr 1807.⁴⁷ Dass Goethes Übersetzungen Caroline Paulus angeregt haben, sich selbst auch einmal in der jambischen Übersetzung zu versuchen, lässt sich anhand eines Briefes sogar eindeutig belegen. Am 20. Februar 1808 übersendet sie ihm die kurz zuvor fertiggestellte Übersetzung im Manuskript und schreibt dazu:

Im Vertrauen auf Euer Excellenz gütige Nachsicht, sündige ich, vielleicht zu viel, indem ich Ihnen meinen ersten Versuch einer jambischen Übersetzung zuschicke, deren Mängel Ihrem Kennerauge nicht entgehen werden. Meine ganze Entschuldigung ist die: daß ich es so gut gemacht habe als ich konnte; was freylich wenig genug seyn mag. Diese Überzeugung hält mich zurück, es dem Druck zu übergeben. Die höchsten Ansprüche, die diese Arbeit vielleicht machen kann, wären, als eine vorübergehende Theatralische Vorstellung, für einen Abend ein Kotzebueisches Stück zu verdrängen. Sollten Euer Excellenz sie dieser flüchtigen Erscheinung, auf Ihrer Bühne, für werth halten; so würde ich mich über Verdienst belohnt fühlen. Im entgegengesetzten Fall bitte ich Euer Excellenz das Manuscript an Herrn Frommann abzugeben, der es mir gelegentlich zurückschicken wird.⁴⁸

Wie sie im weiter oben zitierten Brief an Goethe das Schreiben halb im Scherz, halb im Ernst als „Sünde“ bezeichnet hatte, spricht sie hier vom Übersetzen als „Sündigen“. Dies zeigt, dass sie das Übersetzen von Tragödien ebenso wie das Schreiben von Romanen als *literarisches* Handeln betrachtete – und damit als etwas, das ihr als Frau, Gattin und Mutter eigentlich nicht zustand.

Für die neu gegründete Schrag'sche Verlagsbuchhandlung, die, um sich rasch am Markt etablieren zu können, in großer Eile ein möglichst attraktives Programm vorlegen musste, ergaben sich durch die Zusammenarbeit mit Caroline Paulus also mehrere Vorteile: die Übersetzung war bereits fertiggestellt und konnte sehr schnell publiziert werden; die Autorin war durch ihre Beziehungen zu vielen prominenten männlichen Autoren der Zeit, insbesondere aufgrund der Wertschätzung durch Goethe, als qualifiziert markiert; eine Übersetzung von *Semiramis* im jambischen Versmaß lag bisher noch nicht vor. Die bislang verbreitetste *Semiramis*-Übersetzung stammte von Johann Friedrich Löwen. Im Jahr 1764

⁴⁷ Natalie Percy. Eine Novelle aus dem Französischen bearbeitet, und Voltaire's Semiramis in Jamben übersezt von E.H. Mit einem Kupfer, Nürnberg: bei Johann Leonhard Schrag 1811.

⁴⁸ Caroline Paulus, Brief an Johann Wolfgang von Goethe, 20. Februar 1808, Goethe-und Schiller-Archiv, Signatur: GSA 28/51, Blatt 63.

veröffentlicht, war sie noch in Alexandrinern verfasst und konnte somit als veraltet gelten.⁴⁹ Eine weitere Übertragung der Tragödie war zwar erst 1809 in Karlsruhe erschienen,⁵⁰ konnte jedoch Liebhaber der französischen Tragödie nicht befriedigen, weil sich der Übersetzer Johann Baptiste Schaul für eine Prosafassung entschieden hatte. Caroline Paulus stieß also in eine Marktlücke – und wusste die günstige Gelegenheit für sich zu nutzen. Der Vergleich einer Äußerung Azémas aus dem ersten Auftritt im zweiten Aufzug in den Übertragungen durch Löwen, Schaul und Paulus mag ihren Übersetzungsstil verdeutlichen:

Voltaire

Je ne serai qu'à vous; mais notre amour nous perd.
Votre cœur généreux, trop simple et trop ouvert,
A cru qu'en cette cour, ainsi qu'en votre armée,
Suivi de vos exploits et de la renommée,
Vous pouviez déployer, sincère, impunément,
La fierté d'un héros, et le cœur d'un amant.

Löwen (1764)

Ich bin ganz dein. Doch wiß, daß uns die Liebe beugt,
Dein großes Herz, das sich stäts, wie es handelt, zeigt,
Glaubt, daß es hier am Hof, so, wie bey den Armeen
Die deiner Thaten Ruhm mit wahrem Lob erhöhen,
Aufrichtig, ungestraft den Stolz der Helden zeigt,
Und des Liebhabers Herz entdeckt, und nicht verschweigt. (S. 18f.)

Schaul (1809)

Ach, nur dies Herz vermag ich dir zu geben: du allein besitzt es; doch unsre Liebe ist unser Verderben. Dein edelmüthiges, unbefangenes, zu offenes Herz wähte; du könntest an diesem Hofe, so wie bey deinem Heere, im Geleite deiner Grossthaten, deines Ruhms, mit ungestrafter Freymüthigkeit den Stolz eines Helden, das Herz eines Liebenden jedem Auge entfaltet darstellen [...]. (S. 29 f.)

Paulus (Semiramis-Einzelausgabe 1811)

Nur Euch gehör ich an. Doch unsre Liebe
Stürzt ins Verderben uns. Mit edlem Sinn,
Doch mit zu vieler Offenheit, habt Ihr
Am Hofe hier, so wie in eurem Lager,
Wo Euer Heldenruhm Euch mächtig schützt,
Den Stolz des Helden und der Liebe Wünsche,
Die Folgen nicht bedenkend, ausgesprochen. (S. 28)

49 Semiramis, ein Trauerspiel in Versen und fünf Aufzügen, vom Herrn Sekretär Löwen, aus den Werken des Herrn von Voltaire übersetzt [...], Wien: Kraußische Buchhandlung 1764.

50 Semiramis, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Voltaire. Übersetzt von J.B. Schaul, Karlsruhe: Macklots Hofbuchhandlung 1809.

Während die Übersetzung Löwens mit ihrer den Zwängen des Alexandriners geschuldeten komplizierten Syntax und ihren unreinen Reimen kaum lesbar und erst recht schwer zu deklamieren ist, erreicht Schaul zwar mehr Verständlichkeit, entfernt sich aber weit von der klaren, fast schlichten Diktion Azémas im Original. Paulus verzichtet, wie bei jambischen Übersetzungen üblich, ganz auf den Reim und bemüht sich um eine Phrasierung, die die Verständlichkeit in einer Bühnensituation nicht behindert. Dies wurde, wie eine zeitgenössische Rezension belegt, auch von Zeitgenossen anerkannt:

Die als Schriftstellerin durch Uebersetzungen und eigne Arbeiten rühmlich unter uns bekannte Vfn. hat ihre Aufgabe im Ganzen gut gelöst. Die Uebersetzung ist in den Geist des Stücks eingedrungen, und mit Gefühl, mit Leichtigkeit, und mit Aufmerksamkeit auf das Eigenthümliche beider Sprachen, zwar nicht mit ängstlicher Treue, aber doch mit Sorgfalt abgefasst.⁵¹

Schindel merkt in seinem Beitrag zu Paulus an, dass die Übersetzung ins Repertoire des Wiener Hoftheaters aufgenommen wurde,⁵² ein Hinweis, dessen Wahrheitsgehalt allerdings nicht überprüft werden konnte und wahrscheinlich auf einer mündlichen Mitteilung beruht.

Handelt es sich bei *Semiramis* um eine reine Übersetzung, so lässt sich anhand von *Natalie Percy* beobachten, wie Übersetzen und eigenes Schreiben ineinander übergehen. Zunächst ist festzuhalten, dass zum Publikationszeitpunkt bereits zwei deutsche Übersetzungen des 1731 erschienenen Erfolgsromans *Histoire du Chevalier Des Grieux et de Manon Lescaut* vorlagen.⁵³ Es bestand also aus verlegerischer Sicht kein Bedarf an einer Neuübersetzung. Warum wählte Paulus dennoch *Manon Lescaut* als Vorlage aus? Und wählte sie überhaupt selbst? Ein möglicher Schlüssel zum Verständnis der Situation liegt vermutlich in der Schrag'schen Verlagspolitik: Schrag verfolgte offensichtlich die Strategie, sein Verlagsprogramm genau auf die im Vergleich zur Situation vor 1800 veränderten Bedürfnisse seiner Kundschaft zuzuschneiden. Dies bedeutete, dass er in seinem belletristischen Programm einen Schwerpunkt auf unterhaltsame Lesestoffe kür-

51 [Rez. zu *Semiramis*]. In: Allgemeine Literatur-Zeitung Nr. 341, 26.12.1811, Sp. 823–824, hier Sp. 824.

52 Vgl. C. v. Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. 2, S. 84.

53 Antoine François Prévost d'Exiles: Geschichte der Manon Lescaut und des Ritters Des Grieux [übersetzt von Friedrich Gotthilf Freytag], Leipzig 1756, 2. Aufl. 1763; Antoine François Prévost d'Exiles: Manon Lescaut, ein Sittengemälde, neu verdeutscht von Johann Gottfried Lucas Hagemeister, Berlin 1792. Zur Geschichte der Manon-Übersetzungen vgl. auch die Dissertation von Hugo Friedrich, Abbé Prévost in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit, Heidelberg 1929. Friedrich erwähnt Paulus' Bearbeitung des Romans nicht.

zere[n] Umfangs setzte, die zwar nicht ausschließlich, aber vor allem weibliche Käufer anziehen sollten. Zu einem seiner größten Erfolge wurde das 1814 auf den Markt gebrachte *Frauen-Taschenbuch*, ein jährlich erscheinender, mit Kupferstichen illustrierter Musenalmanach, der in der Literaturgeschichte deshalb oft erwähnt wird, weil in ihm Erzählungen inzwischen hochkanonisierter Autoren wie Jean Paul, Adelbert von Chamisso, Friedrich de la Motte Fouqué und Heinrich von Kleist erstmals gedruckt wurden. Möglicherweise wählte Caroline Paulus den *Manon*-Stoff nicht selbst, sondern erhielt den Auftrag, eine freie Adaption des berühmten französischen Romans im marktgängigen Format der Erzählung zu liefern. Jedenfalls liegt – abgesehen von dem Zusatztitel „oder Eitelkeit und Liebe“ sowie der abweichenden Namensgebung – der auffallendste Unterschied zwischen der Bearbeitung und dem Original in einer radikalen Kürzung: aus dem zweibändigen, mehr als 400 Seiten umfassenden Werk Prévosts wurde eine Erzählung von 130 Seiten. Daraus folgt, dass Paulus manches weglassen – so fehlt in ihrem Werk z.B. die gesamte Erzähler-Vorrede – und in den verbleibenden Episoden das Erzähltempo stark erhöhen musste. Eine genaue Analyse ihrer Arbeitsweise kann im Rahmen dieses Beitrags nicht geleistet werden. Um jedoch einen Eindruck von ihrer Übersetzungstechnik zu vermitteln, sei hier beispielhaft die Episode von Manons Tod in der Wüste angeführt, die erkennen lässt, dass Paulus einerseits stark strafft, andererseits aber keine Scheu hat, an zentralen Stellen eigene Zusätze in den Text einzuflechten:

Nous avons passé tranquillement une partie de la nuit. Je croyais ma chère maîtresse endormie et je n'osais pousser le moindre souffle, dans la crainte de troubler son sommeil. Je m'aperçus dès le point du jour, en touchant ses mains, qu'elle les avait froides et tremblantes. Je les approchai de mon sein, pour les échauffer. Elle sentit ce mouvement, et faisant un effort pour saisir les miennes, elle me dit d'une voix faible, qu'elle se croyait à sa dernière heure. Je ne pris d'abord ce discours que pour un langage ordinaire dans l'infortune, et je n'y répondis que par les tendres consolations de l'amour. Mais, ses soupirs fréquents, son silence à mes interrogations, le serrement de ses mains, dans lesquelles elle continuait de tenir les miennes me firent connaître que la fin de ses malheurs approchait. N'exigez point de moi que je vous décrive mes sentiments, ni que je vous rapporte ses dernières expressions. Je la perdis; je reçus d'elle des marques d'amour, au moment même qu'elle expirait.⁵⁴

Ein Theil der Nacht vergieng ruhig. Ich glaubte meine Geliebte eingeschlafen und wagte kaum Athem zu holen. Mit dem Anbruch des Tages bemerkte ich, daß ihre Hände kalt und starr waren. Ich suchte sie an meiner Brust zu erwärmen. Sie fühlte meine Bemühungen, ergrieff [!] mit großer Anstrengung meine Hand und sagte mit schwacher kaum hörbarer

54 Abbé Prévost, *Histoire du chevalier des Grieux et de Manon Lescaut*, hg. von Jean Goulemot, Paris 2005, S. 307–308.

Stimme: „Der Tod reißt mich von deinem liebenden Herzen, wo ich so sanft ruhe, aber ich sterbe in dem tröstenden Glauben eines besseren Wiedersehns. Unsere Liebe ist unvergänglich wie unser Geist.“

Ich glaubte ihren Worten nicht und hielt diese Äußerung bloß für eine Wirkung ihrer großen Schwäche. Aber die Vorboten der Zerstörung zeigten sich bald deutlicher. Forden Sie nicht, daß ich beschreibe, was meine Seele in den letzten Momenten dieses hinscheidenden theuren Lebens litt. Die strenge Eimarmene winkte der dienenden Schicksals-Göttin und die Geliebte lag entseelt in meinen Armen.⁵⁵

Die ideologische Tendenz der Veränderungen ist offensichtlich: Während bei Prévost die letzten Worte Manons im Augenblick des Todes nicht zitiert werden, sondern angedeutet wird, dass sie bis zum letzten Atemzug die Sprache der irdischen Liebe spricht, bekennt sich Natalie in der Todesstunde ausdrücklich zum christlichen Glauben an ein Wiedersehen bei Gott. Hierin zeigt sich exemplarisch die einbürgernde Tendenz von Paulus' Arbeit: Es geht ihr nicht darum, die Besonderheiten des Originalwerks im Deutschen nachvollziehbar zu machen, sondern sie dem Geschmack ihrer Zeit anzupassen. Das hat auch zur Konsequenz, dass sie generell die Sprache der Leidenschaft, die Prévosts Roman berühmt gemacht hatte,⁵⁶ nicht übernimmt, sondern sich am nüchterneren Stilideal der Klassik orientiert. So übernimmt sie letztlich vor allem das Gerüst einer bereits bewährten Geschichte, um diese für ein im Tugenddenken des Protestantismus verankertes weibliches Publikum akzeptabel zu machen. Wie wenig aufgeschlossen das Publikum tatsächlich für eine ‚wahrhaft französische‘ Schreibart gewesen wäre, geht aus einer Rezension hervor, die in der Leipziger Allgemeinen Literatur-Zeitung erschien:

Der Vortrag ist meist gewählt, nur da und dort von französischer Kostbarkeit noch zuviel überladen. Wir hätten gewünscht, die deutsche Bearbeiterin hätte um so eher diesen Flitter weggelassen, als sie selbst einer reinen und kräftigen Prosa mächtig ist, wie ihr neuester Roman, *Adolph und Virginie oder Liebe und Kunst*, beweist [...].⁵⁷

Auch der Roman *Adolph und Virginie* kann im Rahmen dieses Beitrags nicht ausführlich analysiert werden. Mit einem Umfang von 250 Seiten erfüllt er, anders als *Natalie Percy*, die zeitgenössischen Erwartungen an einen Roman. Bedenkt

⁵⁵ Natalie Percy. Eine Novelle aus dem Französischen bearbeitet, und Voltaire's Semiramis in Jamben übersetzt von E.H. Mit einem Kupfer, Nürnberg: bei Johann Leonhard Schrag 1811, S. 127.

⁵⁶ Friedrich weist darauf hin, dass bereits Hagemeister in seiner Übersetzung von 1792, „vielleicht als Reaktion auf die unerträglich gewordenen Ausartungen der Empfindsamkeit“, Prévosts Sprache der Leidenschaft nicht übernommen hat. Friedrich, Abbé Prévost in Deutschland, S. 68.

⁵⁷ [Rez. zu *Natalie Percy*]. In: Allgemeine Literatur-Zeitung Nr. 253, 17.9.1811, S. 10.

man, dass er von einer versierten Übersetzerin französischer Literatur geschrieben wurde, fällt zunächst die Wahl des Titels ins Auge, lässt dieser doch einen anderen Titel anklingen: den eines der größten Romanerfolge im Frankreich des 18. Jahrhunderts, *Paul et Virginie* von Jacques-Henri Bernardin de Saint-Pierre (1788). Dieser rousseauistische Roman um das Schicksal eines auf der Insel Mauritius geschwisterlich aufgewachsenen Paares war auch im deutschen Sprachraum, wo im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts das Interesse an Rousseaus Ideen einen Höhepunkt erreichte, stark rezipiert worden.⁵⁸ Bei Caroline Paulus' Roman handelt es sich jedoch nicht um eine Neubearbeitung des bekannten Stoffes, sondern um einen originalen Text. Der möglicherweise mit dem Ziel der Verkaufsförderung gewählte Titel leitet jedoch insofern nicht ganz in die Irre, als auch bei Paulus eine abgeschiedene Naturidylle eine zentrale Rolle spielt und Rousseau'sche Ideen diskutiert werden. Die Leserschaft durfte „rousseauische Glückseligkeit“⁵⁹ also zu Recht erwarten. Der Roman, der eine über drei Generationen gespannte Geschichte erzählt, changiert zwischen Liebesroman, Künstlerroman und Erziehungsroman. Er arbeitet mit einer Vielzahl von Motiven, die Paulus teils aus der deutschen, teils aus der französischen Literatur bekannt waren: So finden wir das in Jean Pauls *Flegeljahren* (1804–1805) zentrale Motiv der ungleichen Brüder – Walt und Vult, Realist und Träumer – in der Konstellation der Brüder Clemens und Adolph wieder; wie die Umkehrung eines zentralen Motivs aus *Manon Lescaut* wirken die Entführung Angelikas, ihre wilde Ehe mit dem lasterhaften Antonio und ihr daraus resultierender Konflikt mit dem Vater; bei der Reise des jungen Künstlers nach Italien fühlt man sich an den von Dorothea Schlegel 1807 übersetzten Roman *Corinne* von Mme de Staël erinnert; durch die Figur Williams, des guten Erziehers, und sein ländliches Naturparadies wird man auf Rousseaus *Émile* verwiesen. Die Liste der Bezugnahmen ist nicht vollständig. Im Unterschied zu den Romanen Prévosts und Staëls, die jeweils tragisch enden, schließt Paulus' Roman allerdings mit einem klassischen Happy End, der Hochzeit von Adolph und Virginie. Auch hier ist es das Romanende, in dem Paulus unmissverständlich ihre Verankerung im christlichen Wertekanon deutlich macht. Ob dieser Roman unmittelbar vor seiner Publikation geschrieben wurde oder, wie die Voltaire-

58 Bereits Ende des 18. Jahrhunderts lagen drei Übersetzungen vor: Heinrich August Ottokar Reichard, *Die Familie auf Isle de France*. Ein rührendes Gemälde häuslicher, gestörter Glückseligkeit, Riga 1789; Karl Hadermann, *Paul und Virginie* von J. B. H. [sic!] de Saint-Pierre. Aus dem Französischen mit Anmerkungen, Frankfurt am Main 1795; Johann Anton Friedrich Reil, *Paul und Virginie*. Ein Gemälde guter Menschen, Pilsen 1794.

59 Vgl. Merisa Taranis, *Die Rezeption rousseauscher Glückseligkeit am Beispiel deutschsprachiger Übersetzungen der Erzählung Paul et Virginie im 18. Jahrhundert*. In: *Cahiers d'Études Germaniques*, 82, 2022, <https://journals.openedition.org/ceg/15659> (letzter Abruf am 29.10.2025).

Übersetzung, schon vor längerer Zeit entstanden war und nun aufgrund der günstigen Umstände erscheinen konnte, lässt sich nach derzeitigem Kenntnisstand nicht sagen.

Schlussbetrachtung: Autorinnen-Übersetzerinnenschaft und Paarkonzeption

Im August 1808, kurz vor dem Umzug der Familie Paulus nach Nürnberg, kam es nach sieben Jahren ausschließlichen Briefkontakts zu einem Wiedersehen von Dorothea Schlegel und Caroline Paulus in Bamberg. Aus Dorotheas Briefen geht hervor, dass das Treffen für sie wenig erfreulich, ja sogar schockierend gewesen war, hatte sich die Freundin doch stark verändert. An Friedrich Schlegel schreibt sie:

Die Paulus hätte ich gleich denselben Tag wieder verlassen mögen. Wie ist es mir so leid um sie, sie ist wie abgestorben! Einen gescheuten Jungen und ein schönes Mädchen hat sie; sie ist aber nicht glücklich und kann es auch wohl nie werden. Ich habe grosse Welt bei ihr gesehen, nämlich baierische Excellenzen und dgl. und Gespräche und Grundsätze und Meinungen gehört, wovon mir die Haare auf dem Kopf in die Höhe gingen. Die Elenden!⁶⁰

Sulpiz Boisserée gegenüber wird sie noch deutlicher: „Ich liebe sie noch immer von ganzem Herzen, aber es that mir weh, zu sehen, wie alt sie geworden ist, seit ich sie das letztemal sah [...]; sie steht mit dem Geiste noch da, wo ich sie vor sieben Jahren liess, und Herz und Leib sind um zwanzig Jahre älter; das ist fürchterlich!“⁶¹ Auch ihm schildert sie die abstoßende Honoratiorengesellschaft, in die die Freundin geraten sei.

Von einer jungen Frau, die trotz Ehe und Mutterschaft Anschluss an die pulsierende Literaturszene Jenas suchte, war Caroline Paulus, inzwischen 41 Jahre alt, zur Vorsteherin eines gediegenen bürgerlichen Haushalts geworden, in dem die geselligen Anlässe sicher ebenso zahlreich waren wie in Jena, aber wohl kaum ebenso inspirierend. Auch der Ehemann konnte ihr, was ihre ästhetisch-literarischen Interessen anging, wenig Anregung bieten. Die Ehe mit dem Cousin war außerdem von Anfang an nicht auf Idealen von Leidenschaft oder gar Symbiose gegründet gewesen. Belegt ist, dass Heinrich Paulus seine Frau „nie anders,

⁶⁰ Dorothea Schlegel, Brief an Friedrich Schlegel, 21. August 1808, zit. nach Dorothea v. Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel im Auftrage der Familie herausgegeben von Dr. J. M. Raich, Mainz 1881, Bd. 1, S. 286.

⁶¹ Dorothea Schlegel, Brief an Sulpiz Boisserée, 20. August 1808, zit. nach J. M. Raich, Bd. 1, S. 280.

als Mutter oder Mütterchen anredete“, und sie ihre Briefe an den Ehemann entsprechend mit „Dein Mütterchen“ unterzeichnete.⁶² Auch Dorothea Schlegel war nicht entgangen, dass die Beziehung der Eheleute zueinander sich ganz und gar von Friedrich Schlegels und ihrer eigenen Liebesvorstellung unterschied. In einem Brief an Friedrich Schleiermacher berichtet sie bereits im Sommer 1800: „Paulus ist ein kluger gescheuter Mann, sie leben zusammen auf einem sehr artigen Fuß [...], obgleich von einer rechten Ehe wohl keine Spur ist [...].“⁶³ Eine „rechte Ehe“ war die Lebensgemeinschaft der Paulus aber sehr wohl, nur eben keine romantische Ehe nach den Vorstellungen, die Friedrich Schlegel soeben in den Athenäums-Fragmenten formuliert hatte. Eher entsprach sie dem älteren Ideal einer auf gemeinsamen Werten basierenden Lebensgemeinschaft, bei der die Eheleute sich gegenseitig freundschaftlich lieben und wertschätzen, aber nicht in zugleich sinnlicher und geistig-seelischer Passion füreinander entbrennen. Caroline Paulus hat wohl, trotz ihrer literarischen Ambitionen, ihre primäre Aufgabe darin gesehen, den Ehemann zu unterstützen. Zu Beginn ihrer Ehe bedeutete Unterstützung durchaus auch, als Übersetzerin an seinen Editionsprojekten mitzuarbeiten und das Familieneinkommen durch literarische Veröffentlichungen ein wenig zu mehren. Je weiter der Ehemann jedoch beruflich aufstieg, desto weniger war dies nötig⁶⁴ und desto wichtiger wurde die Aufgabe, einen repräsentativen Haushalt zu führen und bei geselligen Anlässen die Rolle der Gattin konventionsgerecht auszufüllen. Dorothea Schlegel schildert eine Frau, die ihre Träume aufgegeben hat und sich in ein biedereres, prestigeorientiertes bürgerliches Leben gefügt hat. Vielleicht war Caroline Paulus' kleiner ‚Publikationsboom‘ im Jahr 1811 ein letzter Versuch, noch einmal an die Jenaer Anfänge als Übersetzerin und Autorin anzuknüpfen? Sollte es so gewesen sein, hat ihr wohl am Ende wieder einmal die Karriere ihres Ehemanns einen Strich durch die Rechnung gemacht. Just im Jahr 1811 nämlich musste sie Nürnberg und somit das Schrag-Umfeld verlassen, weil Heinrich Paulus den Zenit seiner Karriere erreicht hatte: Er erhielt einen Ruf an die renommierte Universität von Heidelberg, wo er sich nach den Jahren als Kreisschulrat wieder voll und ganz auf seine wissenschaftliche Tätigkeit konzentrieren konnte. Caroline Paulus veröffentlichte, wiederum

62 K. A. v. Reichlin-Meldegge, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, Bd. 2, S. 194.

63 Dorothea Schlegel, Brief an Friedrich Schleiermacher, 16. Juni 1800. In: Briefe von Dorothea Schlegel an Friedrich Schleiermacher, hg. von H. Meisner und E. Schmidt, S. 74.

64 Reichlin-Meldegge gibt an, dass Heinrich Paulus bereits in Würzburg 2500 Gulden jährlich verdiente, in Bamberg dann 3000 Gulden, was dem Gehalt von Goethe als Minister entsprach. In Heidelberg musste er einen finanziellen Abstieg in Kauf nehmen (man bot ihm nur 2500 Gulden), doch verhandelte er zusätzlich eine Witwenrente für seine Frau. Vgl. K. A. v. Reichlin-Meldegge, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, Bd. 1, S. 354 und S. 407.

nach einer langen Pause, im Jahr 1823 noch einen Band mit Erzählungen,⁶⁵ die einer konventionellen christlichen Mädchenerziehung förderlich sein sollten und auch so verstanden wurden. In einer kurzen Besprechung im *Morgenblatt für gebildete Stände* wird die konservative Grundhaltung deutlich, die diesen Erzählungen eingeschrieben ist:

Möchten doch Schriften der Art, indem sie den Geschmack befriedigen und läutern, indem sie als Spiegel, Warnungstafel und Wegweiser das Schönste und Edelste im Leben und den Zweck des Lebens in freundlichen Bildern darstellen, möchten sie immer mehr und mehr die nutzlosen, aus widerlichen Abentheuern und erbärmlichen Liebeleyen mühsam zusammengeflochten, häufig nur auf Löschpapier kaum leserlich hingesudelten Romane verdrängen, an denen unsere Zeit so reich ist [...].⁶⁶

Wie aus einem vermutlich kurz nach Erscheinen des Bandes geschriebenen Brief an Ludovike Simanowitz hervorgeht, hatte Caroline Paulus allerdings diese Erzählungen nicht in Heidelberg, sondern bereits um 1811 in Nürnberg geschrieben, also genau zu der Zeit, als ihre anderen Werke erschienen. Warum sie sie nicht früher veröffentlichte, kann wohl nicht mehr aufgeklärt werden, da es keine Spuren einer Korrespondenz mit dem Verlag gibt. Dass sie im Jahr 1823 zur Veröffentlichung schritt, begründet sie hingegen präzise: „Ich habe diese Erzählungen schon vor zwölf Jahren geschrieben, und sie waren nie für den Druck bestimmt. Hätte ich nicht zu einem wohlthätigen Zweck Geld nöthig gehabt, so würde es mir nie in den Sinn gekommen seyn, das Manuscript an einen Verleger zu verkaufen.“⁶⁷ Mit dem Projekt einen literarischen Anspruch zu verbinden, weist sie damit ausdrücklich zurück.

Caroline Paulus' Karriere als Autorin-Übersetzerin, die übersetzte, bearbeitete und aus ihrer Kenntnis der französischen Roman- und Memoirenliteratur auch für eigene Erzähltexte Kapital zu schlagen vermochte, war mit dem Umzug nach Heidelberg zu Ende gegangen. Jean Paul, der von ihr geradezu enthusiastisch verehrte Erzähler und gute Freund der Familie, kommentiert ihre Entscheidung, die Mutter- und Gattinnenrolle ganz für sich anzunehmen, bereits

⁶⁵ Caroline Paulus, *Erzählungen*. (Aus Scherz kann Ernst werden, *Der Ring*, *Die Zauberin*), Heidelberg: August Oßwald's Universitätsbuchhandlung 1823.

⁶⁶ *Morgenblatt für gebildete Stände*, Jg. 18, Nr. 1, S. 24.

⁶⁷ Caroline Paulus, Brief an Ludovike Simanowitz, undatiert (1823). Zitiert nach F. Klaiber, *Ludovike*, Stuttgart 1847, S. 415. Der Brief befindet sich wie auch einige andere Briefe von Caroline Paulus an die Jugendfreundin im Anhang der Simanowitz-Biographie. Klaiber verschweigt den wahren Namen der Verfasserin und nennt Paulus „Sidonie“. Bis auf zwei Briefe, die sich im Deutschen Literaturarchiv in Marbach befinden, sind die Originale dieser Briefe bis jetzt verschollen, was umso bedauerlicher ist, als Klaiber in den von ihr gedruckten Briefen willkürlich Kürzungen vornahm.

1817 in einem Brief an die eigene Ehefrau mit unverhohlener Zustimmung: „Mit Menschen verweb’ ich mich, von welchen ich früher Entfernen gefürchtet, z.B. mit Paulus, mit seiner Frau – welche gar nichts von dem Jenaischen Rufe einer vordringlichen Literaturkoketten hat, sondern eine klare tiefe Hausfrau ist – [...]“⁶⁸ Wenn man auch den ideologischen Voraussetzungen, auf denen diese Äußerung beruht, keinesfalls zustimmen möchte, so hat Jean Paul doch etwas Richtiges erkannt: Die Frau, die in Jena Anschluss an die etablierten Autoren wie auch an die junge, innovative Literaturszene ihrer Zeit gefunden hatte, die in ihrem Roman *Wilhelm Dümont* die Institution der Ehe infrage gestellt hatte,⁶⁹ die in Nürnberg noch Anspruch erhoben hatte, als Übersetzerin französischer Tragödien in der gleichen Liga zu spielen wie Goethe und Schiller, hatte im Laufe der Jahre ihre Prioritäten neu gesetzt: zugunsten des Professorenhaushaltes und seiner zahlreichen Repräsentationsverpflichtungen. Dorothea Schlegel hat diese Entwicklung hin zur gehobenen Bürgerlichkeit und damit, aus dem intellektuellen Gesichtspunkt betrachtet, zu Biederkeit und Konventionalität bereits 1808 erkannt und als innere Stagnation beschrieben: Die Freundin sei „wie abgestorben“ und stehe „mit dem Geiste noch da, wo ich sie vor sieben Jahren liess“.⁷⁰ Das Beispiel Caroline Paulus führt einmal mehr vor Augen, dass es um 1800 selbst bei besten Ausgangsbedingungen – sie war hervorragend gebildet, intelligent, kritisch, kontaktfreudig, darüber hinaus sprachlich und literarisch talentiert, finanziell abgesichert und in ein intellektuell anregendes Umfeld integriert – keineswegs leicht war, sich aus den zeittypischen Rollenerwartungen zu lösen und den eigenen Anspruch auf aktive Teilhabe an der Literaturentwicklung einzulösen.

⁶⁸ Jean Paul Richter, Brief an Caroline Richter, 18. Juli 1817. In: Jean Paul – Sämtliche Briefe digital. Herausgegeben im Auftrag der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften von Markus Bernauer, Norbert Miller und Frederike Neuber. URL: https://www.jeanpaul-edition.de/brief.html?num=VII_298 (letzter Abruf am 12.08.2024).

⁶⁹ Vgl. dazu die oben (Fußnote 39) bereits erwähnten Beiträge von E. Kammler und A. Steidele.

⁷⁰ Dorothea Schlegel, Brief an Sulpiz Boisserée, 20. August 1808, zit. Nach J. M. Raich, Bd. 1, S. 280.

